

GEHÖRT MEIN LEBEN MIR?

Nadine Reinert

Diskussionen über die Verhältnismässigkeit der Massnahmen in der Corona-Epidemie münden oft in die Frage, welchen Preis wir als Gesellschaft für ein Menschenleben zu zahlen bereit sind. Und damit ist das Gespräch meist beendet. Niemand möchte sich in Argumentationen verheddern, die menschenverachtender klingen als sie gemeint waren. Und noch weniger möchte sich jemand anmassen, darüber zu urteilen, wem ein Recht aufs Leben gebührt und wem nicht. Genau vor dieser Triage sollen ja auch Ärzte und Pflegepersonal bewahrt werden.

Ich bin – wie Sie sicher auch – der festen Überzeugung, dass das Leben eines Menschen ein unvergleichliches Gut ist, das es unbedingt zu schützen gilt. Doch ich frage mich: Ist es auch unser höchstes Gut? Und ist es tatsächlich gut, wenn wir es als unser höchstes Gut betrachten?

Vermutlich würden wir alle intuitiv sofort mit «Ja» antworten. Denn das Leben ist letztlich «alles», was wir haben. Ohne unser Leben haben wir – nichts. Stimmt. Dann dürfen oder vielmehr müssen wir also den Schutz eines Menschenlebens vor tödlichen Krankheiten und den Gesundheitsschutz überhaupt zum richtungsweisenden Massstab unseres Handelns nehmen? Und folglich in Kauf nehmen, dass zahlreiche andere, grundlegende Werte und Güter in einer Gesellschaft vernachlässigt – um nicht zu sagen – verletzt werden müssen?

Das Leben steht über allem. Mit grossem Erfolg konnte die Menschheit die durchschnittliche Lebenserwartung über die vergangenen Jahrhunderte hinweg stetig erhöhen. Unsere medizinischen Kenntnisse und Fähigkeiten wurden laufend verbessert. Niemand möchte darauf verzichten oder wieder in alte Zeiten zurück.

Doch ist unser Leben bei all diesen Entwicklungen auch lebendiger geworden? Leben wir ein reicheres, glücklicheres, erfüllteres Leben als früher? Das ist schwer zu sagen.

Ich habe manchmal den Eindruck, dass wir unser Leben wie eine Immobilie betrachten, in die wir investieren und die wir pflegen, ausbessern, absichern und versichern. Und der Vergleich liegt ja auch auf der Hand, ist doch die wichtigste Lebensgrundlage – unser Körper – in einem gewissen Sinne unser physisches Gehäuse, das wir bei aller Mobilität doch gerade nie verlassen können.

Aber die Sorge um unsere «Immobilie» wird immer mehr zu einer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Angelegenheit, mit der sich viel Geld machen und auf den Einzelnen grossen Druck ausüben lässt. Was sich unter dem neudeutschen Stichwort «Health Care» den Anstrich einer locker zu handhabenden Körperkultur gibt, hat sich schon längst zu einem vereinnahmenden Diktat verkehrt, dem wir uns unterzuordnen haben. So wie die Bank ihre Interessen an unseren Immobilien anmeldet, so sind auch unser Leben und unsere Gesundheit für das Gesundheitswesen und den Staat ein willkommenes Kapital, das es zu pflegen und zu verwalten gilt. Und ich frage mich manchmal: Gehört mein Leben noch mir?

Weshalb habe ich immer mehr das Gefühl, mein physisches Gehäuse gehört mir nicht mehr, sondern wäre schon längst zum Objekt von gutmeinenden, für- und vorsorglichen Dienern geworden? Weshalb kommt plötzlich ein schlechtes Gewissen auf, beim Gedanken, man könnte keine ausreichend gesunde Lebensführung haben? Weshalb fühle ich schon fast eine Verpflichtung, mich körperlich fit zu halten, und zwar ganz egal, ob ich das persönliche Be-

dürfnis danach verspüre oder nicht? Habe ich das schlechte Gewissen gegenüber mir? Meinem Arzt? Oder der Gesellschaft? Ihnen gegenüber?

Wir vergessen immer wieder, dass unser physisches Gehäuse alleine noch nicht unser Leben ausmacht. Das Gehäuse ist nur unsere Hülle und wird erst – um im Bild zu bleiben – durch seinen Hausgeist, also uns selbst, zu einem beseelten und belebten Gehäuse. Doch den Hausgeist vernachlässigen wir sträflich, er spielt bei den ganzen Debatten rund um das Leben keine Rolle oder aber wir erwarten vielmehr, dass er sich einfach zu fügen habe. Dass sich sein Befinden ganz nach dem Zustand des physischen Gehäuses ausrichtet und ihm in einem gesunden und gepflegten Körper auf ganz selbstverständliche Weise auch wohl sein müsse. Gilt denn nicht: «Mens sana in corpore sano»? Durchaus, doch während hier gemeint ist, dass sich ein gesunder Geist am glücklichsten in einem gesunden Körper fühlt, muss nicht zwingend ein gesunder Körper sogleich einen gesunden Geist zur Folge haben.

Vor lauter Sorge um unsere Gesundheit verwechseln wir immer wieder, dass wir ja nicht leben, um unsere Gesundheit zu pflegen, sondern gesund sein möchten, weil wir leben wollen. Eine gute Gesundheit alleine ist noch keine Garantie für ein glückliches und erfülltes Leben. Ja, mehr noch: Wir hören immer wieder von Menschen, die trotz schwerer Einschränkungen oder Erkrankungen ein erfülltes und glückliches Leben führen. Trotzdem verhalten wir uns viel zu oft wie ein Hausmeister, der sich zwar pflichtbewusst bedacht um alle möglichen Reparaturen und Wartungen kümmert, vor lauter Sorge aber vergisst, die Räume und Zimmer auch mit Leben zu füllen.

In diesen Wochen sind wir gezwungen – und das ist ebenso anstrengend wie zutiefst verunsichernd –, uns gegenseitig sowohl als potentielle Krankheitsempfänger wie auch als potentielle Krankheitsüberträger wahrzunehmen. Wie in einem Kippbild schwankt der Boden ständig unter unseren Füßen: Könnte ich dich anstecken? Könntest du mich anstecken?

Was medizinisch sinnvoll ist und Ausdruck der Sorge um den anderen ist, ist zugleich für unseren gegenseitigen Umgang Gift. Denn auch hier kann es passieren, dass aus der Sorge ein Diktat wird und wir uns gegenseitig nicht mehr als Menschen wahrnehmen, sondern nur noch als Virenherde. Es ist traurig genug, dass eine mögliche Ansteckung durch ein möglicherweise letales Virus derzeit mehr ins Gewicht fällt als der Besuch und die persönliche Begleitung von sterbenskranken, betagten Menschen. Und ebenso traurig ist, dass eine mögliche Ansteckung mehr ins Gewicht fällt als die Ängste und Traumatisierungen, denen Kinder und Jugendliche in einem schwer bedrängenden Zuhause ausgesetzt werden. Ganz zu schweigen von den Existenzängsten und Fragen der Werte und Wertigkeiten, die überall aufbrechen und nicht gleichermassen in der öffentlichen Debatte Gewicht bekommen.

Wir möchten unser Leben im Griff haben, Risiken vermindern, Unwägbares regulieren – das ist auch gut, wenn es um unser Gehäuse geht. Doch passen wir auf, dass wir das Gehäuse nicht zu einem Mausoleum machen! Denn unser Leben zeichnet sich gerade durch seine Unvorhersehbarkeiten und seine Krisen aus. Und das Leben zeichnet sich aus durch die zwischenmenschlichen Begegnungen, durch die Höhen und Tiefen, die wir alleine und gemeinsam

durchleben. Wir müssen wachsam sein, dass unser Notzustand nicht zu einem Dauerzustand wird. Dass unser Denken und Wahrnehmen nicht vereinnahmt werden von einer sich dauerhaft einnistenden Angst vor dem Anderen und einem unhinterfragt akzeptierten Gesundheitsdiktat über das Leben selber. Sonst verähnlichen wir uns tatsächlich allmählich unseren Häusern, die aufrecht und solide mit ihren blühenden Vorgärten und den spriessenden Bäumen dastehen – aber eigentümlich verlassen scheinen. Sauber. Still. Immobil.